

A black and white portrait of a man with a beard and short hair, looking directly at the camera. He is wearing a dark t-shirt under a light-colored zip-up hoodie. His hands are raised, holding the hood of the hoodie over his head. The background is dark and textured.

»Ich brauche keinen Beifall mehr«

Fußball Mit 18 debütierte André Schürrle in der Bundesliga, mit 23 wurde er Weltmeister. Nun, mit gerade mal 29 Jahren, verabschiedet er sich aus dem Geschäft, das ihn reich, aber einsam machte. *Von Antje Windmann*

Dieses »Bollern«, immer wieder. Bis heute erinnern sie sich daran, die Nachbarn der Schürbles in Ludwigshafen am Rhein. Bei Länderspielen flog in der Halbzeitpause nebenan die Tür auf, und der kleine André rannte in den Garten und bollerte mit seinem Fußball gegen die Hauswand, um die Tricks zu kopieren, die er gerade bei den Nationalspielern beobachtet hatte, bei seinen Helden.

Sieben, acht Jahre war André Schürrie damals alt. Ein hellblonder schwächlicher Junge, der nur ein Spielzeug brauchte, um zufrieden zu sein: einen Ball.

15 Jahre später in Rio de Janeiro, Brasilien. Es ist die 113. Spielminute des WM-Finales gegen Argentinien. André Schürrie bekommt den Ball, sprintet los, flankt ihn in die Mitte, Mario Götze ist da und kürt Deutschland zum Weltmeister 2014.

Im Maracanã-Stadion jubeln die deutschen Fans, darunter Bundeskanzlerin Angela Merkel und der damalige Bundespräsident Joachim Gauck. Auf den Fanmeilen in Deutschland feiern Millionen Menschen. Die Stimme des TV-Kommentators überschlägt sich: »Schürries Einsatz, Schürries Laufweg bis auf die Grundlinie hat es möglich gemacht.«

Der Junge aus Ludwigshafen – er selbst ist nun ein WM-Held.

Der Name Schürrie glich fortan einer Prophezeiung. Für die große internationale Karriere, ein neues deutsches Supertalent auf dem Rasen. Niemand ahnte, dass sich alles ganz anders entwickeln würde. Wie auch? Schürries Aufstieg war kometenhaft: Mit gerade 18 Jahren spielte er erstmals in der Bundesliga. Fast 100 Millionen Euro Transfersummen haben Vereine bis heute für ihn bezahlt. Zuletzt stand Schürrie im Kader von Spartak Moskau, als Leihgabe von Borussia Dortmund.

Als vor Kurzem bekannt wurde, dass er Russland verlässt, wurde spekuliert, wohin es den ehemaligen Nationalspieler zieht. Nach China? In die Türkei?

Aus seinem Umfeld war dazu nicht viel zu hören. Nun aber meldet sich Schürrie selbst zu Wort, mit einer Antwort, die viele überraschen dürfte. Sie lautet: »Ich höre auf.« Mit nur 29 Jahren verabschiedet sich der ehemalige Nationalspieler aus dem Fußballbusiness.

Es ist ein bemerkenswerter Schritt, auch weil er ihn weit vor der Zeit geht, in der Profis sich normalerweise zurückziehen. »Die Entscheidung ist lange in mir gereift«, sagt er.

Besiegelt hat seinen Abschied ein Verwaltungsakt in dieser Woche, Schürrie und Borussia Dortmund haben sich auf eine Vertragsauflösung geeinigt. Über die Details wurde Stillschweigen vereinbart. Über alles andere muss Schürrie nun in seinem Leben nicht mehr schweigen – erstmals.



WM-Helden Schürrie, Götze 2014
Segen und Fluch zugleich

Darüber, wie es ihm in all den Jahren gegangen ist, in dem Geschäft, in dem ihm zufolge »nur die Leistung auf dem Platz zählt, in dem Verletzlichkeit und Schwäche zu keinem Zeitpunkt existieren dürfen«. In dem Geschäft, das ihn sehr reich, aber auch oft sehr einsam machte, gerade als »die Tiefen immer tiefer wurden und die Höhepunkte immer weniger«.

Da sich Jahre nur selten in wenigen Stunden aufarbeiten lassen, durfte der SPIEGEL André Schürrie in den vergangenen sieben Monaten begleiten. Coronabedingt wurden aus vereinbarten Treffen zwischenzeitlich Telefonate.

Der erste Termin war in Berlin, im Dezember 2019. André Schürrie sitzt in einem pastellfarbenen Samtsessel in seiner loftartigen Wohnung. Der Himmel über der Hauptstadt ist grau und wolken schwer, in der Ferne liegen das Kanzleramt und der Reichstag. In der angrenzenden Küche bereitet seine Frau Anna, 32, gerade einen Brei für die acht Monate alte Tochter Kaia zu.

Schürrie trägt ein schwarzes T-Shirt und Jeans, den rotblonden Bart voller als damals zu WM-Zeiten. Er hat gerade Urlaub von Spartak Moskau. Besser gesagt das, was Urlaub für einen Profi bedeutet. Er hat einen täglichen Trainingsplan. Ein GPS-Gerät übermittelt die Daten an den Verein. Wie er trainiert, wann er trainiert, was er trainiert. Das Ganze erinnert an eine elektronische Fußfessel.

Schürrie ist zunächst noch zurückhaltend, auch weil er sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht sicher ist, ob er wirklich aufhören will. »Offen und ehrlich über Dinge zu sprechen, das ist in meiner Branche ja unmöglich und für mich noch ungewohnt«, sagt er. Es klingt fast entschuldigend. »Man muss ja immer eine gewisse

Rolle spielen, um in dem Business zu überleben, sonst verlierst du deinen Job und bekommst auch keinen neuen mehr.«

Seine Erzählungen werden zu einer Zeitreise, die in Ludwigshafen beginnt. Mit fünf Jahren kommt er zum dortigen Ludwigshafener SC, in die Bambini-Mannschaft. Später wird er zu Sichtungsturnieren eingeladen. Es ist die Zeit, in der Topvereine Nachwuchsleistungszentren gründen müssen. Ein Internat ist für die Schürries und ihren Sohn aber keine Option. Sie sind eine Familie, die sich aus Nähe nährt. Noch heute telefoniert André Schürrie fast täglich mit seinen Eltern und seiner fünf Jahre älteren Schwester Sabrina.

Mit 15 pendelt er täglich zum FSV Mainz 05. Jeden Tag holt ihn seine Mutter Luise von der Schule ab, auf dem Beifahrersitz oft eine Tupperdose Nudeln, und fährt ihn zum Bahnhof. Anderthalb Stunden dauert eine Zugfahrt zum Stadion am Bruchweg. Meist ist er erst gegen 22 Uhr wieder zu Hause. »Es war anstrengend, aber genau das, was ich wollte«, sagt Schürrie.

Drei Jahre lang zieht er das Programm durch. Klassenfahrten und Partys gibt es für ihn nicht. Stattdessen gilt für ihn, »keinen Schrott zu essen«, früh schlafen zu gehen und immer das nächste Spiel im Blick zu haben.

2009, mit 18, zieht er nach Mainz. Unter Trainer Thomas Tuchel bestreitet er sein erstes Bundesligaspiel, gegen Leverkusen.

Schürrie in seinem Samtsessel lacht leise auf. »Ich war so unglaublich nervös«, erinnert er sich, er wirkt fast gerührt über sich selbst damals. »Ich weiß noch, wie Tuchel mich zur Seite genommen hat und meinte: Es sind ein paar mehr Zuschauer, aber es ist das gleiche Spiel.«

Kurz darauf unterschreibt Schürrie seinen ersten Profivertrag und verlässt die Schule nach der zwölften Klasse. Er wird schnell Stammspieler, ist ehrgeizig, ackert in der Offensive.

Zu Beginn ist er in der Kabine schüchtern, wird dann aber mehr und mehr zum Spaßvogel. Nach Toren schnappt er sich auch gern mal die Eckfahne als Luftgitarre und macht mit seinen Mitspielern Lewis Holtby und Ádám Szalai auf Boygroup. Ein entsprechender Auftritt der »Bruchweg-Boys« im ZDF-»Sportstudio« war irgendwas zwischen niedlich und peinlich.

Nur wenige Wochen später wird Schürrie in die Nationalmannschaft berufen. »Ich habe mich anfangs nicht getraut, mit Lahm oder Schweinsteiger zu reden«, sagt er.

Der Marktwert des damals 20-Jährigen gleicht inzwischen dem Umsatz eines mittelständischen Unternehmens. Zur Seite stehen Schürrie fortan sein sportlicher Berater Ingo Haspel und der Mann, dem Schürrie am meisten vertraut: sein Vater. Der Beamte hat sich freistellen lassen, um

Stationen einer Karriere Vereine von André Schürrle

Mainz 05
BundesligaBayer Leverkusen
BundesligaFC Chelsea
Premier LeagueVfL Wolfsburg
BundesligaBorussia Dortmund
BundesligaFC Fulham
Premier LeagueSpartak Moskau
Premjer-Liga

| 2009 | 2010 | 2011 | 2012 | 2013 | 2014 | 2015 | 2016 | 2017 | 2018 | 2019 | 2020 |

seinen Sohn zu flankieren. Das Experiment geht auf, auch wenn mal die »Fetzen fliegen«, wie Joachim Schürrle es nennt.

Wie etwa 2011. Kurz nachdem André Schürrle für fast zehn Millionen Euro von Mainz nach Bayer Leverkusen gewechselt ist, fährt er vor seinem Elternhaus mit einem schwarzen Audi R8 vor, einem Sportwagen mit 600 PS, Leasingrate im Monat mehr als 2000 Euro. Sein Vater ist fassungslos, fragt ihn, ob er »völlig übergeschnappt« sei. »Ich habe ihm gesagt, er soll erst mal was leisten für sein Geld.«

Auch sein Sohn erinnert sich an diesen Moment: »Damals war ich happy. Aber ich habe gelernt, dass die Freude über so ein Auto maximal fünf Stunden anhält.«

Schürrles Eltern leben bis heute in der Doppelhaushälfte, in der André aufwuchs. Wenn er sie besucht, schläft er in seinem alten Kinderzimmer.

Jemand, der ihn aus Kindertagen kennt, ist Martin Röser, er spielt in der zweiten Liga beim Karlsruher SC. »André ist der ehrlichste Mensch«, sagt er über Schürrle. »Wenn er ein Problem mit dir hat, sagt er es dir direkt ins Gesicht.« Dann lacht Röser. »Ich kenne aber auch kaum jemanden, der so starrköpfig sein kann.« 2013 seien sie mal zum Feiern auf Mykonos gewesen. »Einmal wollte ich gegen Morgen los, aber André wollte partout noch bleiben. Ich bin dann losgefahren, und er ist über die Insel zurück nach Hause gelaufen.« Röser lacht wieder. »Irgendwann hatte ich ein schlechtes Gewissen und wollte ihn aufsammeln, aber er ist partout nicht eingestiegen.«

Nach jenem Urlaub wartet auf Schürrle fußballerisch eine ganz andere Liga. Er läuft nun für den FC Chelsea auf, seinen »Herzverein«. Er fühlt sich am Ziel seiner Träume. Dass er eines Tages mit den Weltstars Didier Drogba oder Frank Lampard in einer Kabine stehen würde, hätte er »im Leben nicht für möglich gehalten«.

Er zieht in ein Luxusloft in London, hoch oben über der Themse. Im Sommer darauf reist er mit der Nationalmannschaft nach Rio. Er habe sie immer als eine Art »Nest« empfunden, sagt Schürrle. »Und es war eine Flucht aus dem Trotz, den man Tag für Tag im Verein hat.«

Die Wochen in Brasilien seien »die geilste Zeit meines Lebens gewesen«, erinnert sich Schürrle. »Es hat alles gepasst, die Stimmung im Team, die Organisation, das Hotel direkt am Strand. Am Ende sind es im Fußball viele kleine Stellschrauben, die zusammenpassen müssen, damit man erfolgreich ist.«

Und dann der Titel – Segen und Fluch zugleich.

Nach der WM hat Schürrle 19 Tage Urlaub, dann muss er zu Chelsea zurück. Er erlebt das, wovor ihn ältere Nationalspieler gewarnt hatten: dass die Saison nach einer WM verdammt hart ist. Gerade im englischen Fußball, der keine Winterpause kennt, bei dem die Nationalspieler auf 60 Spiele im Jahr kommen. »Eine brutale Belastung«, sagt Schürrle.

Aus der Küche dringt ein Krähen ins Wohnzimmer. Schürrle winkt seiner Tochter zu, dabei ist er gerade in einer anderen Welt, wirkt gedankenverloren. »Ich habe mich drei, vier Wochen pushen können, aber dann bin ich in das tiefste Loch gefallen, das es gibt«, gesteht er. »Ich wollte nicht mehr Fußball spielen. Ich war völlig am Ende.« Schürrle schüttelt den Kopf.

Er lernt eine der wichtigsten Lektionen: dass es keine Abkürzung zum maximalen Erfolg gibt. Und: dass der Weg nach oben hart ist – oben zu bleiben aber noch viel härter.

Bei Schürrle, der in seiner Karriere bis dahin nie ernsthaft verletzt war, streikt erstmals der Körper. »Es war, als ob alles in mir gebrannt hätte. Mein Spiel ist durch Sprints bestimmt. Aber ich hatte keine Kraft mehr in den Oberschenkeln. Es war, als hätten sie Feuer gefangen.«

Er schafft es nicht, die Schmerzen ausublenden. Weder im Spiel noch im Training. José Mourinho, sein damaliger Trainer, verbannt ihn auf die Bank. Schürrle: »Einerseits ist es die Höchststrafe, wenn

der Trainer das Vertrauen in dich verliert, andererseits kommst du mal zum Durchatmen und läufst nicht Gefahr, es wieder zu versauen.«

Statt sich Ruhe zu gönnen, geht Schürrle nach dem Training noch ins Fitnessstudio. »Da war immer dieses: Du musst, du musst, du musst. Ich dachte, ich muss mich da einfach durchbeißen.«

Die Ärzte finden keine wirkliche Erklärung für seine muskulären Probleme. Dass diese eine mentale Komponente haben könnten, schiebt Schürrle von sich. Er lässt sogar einen Gehirnschscan machen, so fest ist er davon überzeugt, dass für sein Formtief nur etwas Physisches infrage kommt. »Ich habe fast schon gehofft, dass sich dort was findet, nichts Schlimmes natürlich, aber irgendwas, das man schnell abstellen kann.«

In dieser Zeit bekommt Schürrle auch die mediale Drahtbürste zu spüren. Nicht wenige meinen, dass Chelsea eine Nummer zu groß für ihn sei. Artikel über ihn tragen Zeilen wie »Der ausrangierte Weltmeister« oder »Weltmeister auf dem Abstellgleis«. Schürrle: »Darunter waren Sachen, die ich mir schwer zu Herzen genommen habe. Entweder ist man Depp oder Held. Dazwischen gibt es nichts.« Seinen linken Rippenbogen zierte seitdem ein Tattoo: »Fall seven times, stand up eight.«

In dieser Zeit ist er für niemanden zu erreichen, nicht mal für seine Familie. »Er hätte damals Raum gebraucht, sich zu erholen und diesen ganzen Erfolg mal zu verarbeiten«, sagt sein Vater. »Ich war manchmal wie besinnungslos vor Sorge, weil ich gemerkt habe, wie er leidet«, sagt seine Mutter.

Nach anderthalb Jahren stößt Chelsea Schürrle ab. Seine nächste Station ist der VfL Wolfsburg. 32 Millionen zahlt der Verein für ihn, es ist der bis dahin teuerste Transfer der Klubgeschichte. »Ich wollte beweisen, dass ich die Investition wert bin«, sagt Schürrle. Als er in seiner zweiten Saison nach sieben Bundesligaspieltagen noch kein Tor geschossen hat, nimmt ihn sein Trainer Dieter Hecking öffentlich in die Pflicht: Schürrle müsse »besser sein als das, was er bisher gezeigt hat«.

Damals habe er erstmals daran gedacht, »alles hinzuschmeißen«, sagt Schürrle. »Und man kennt das ja: Wenn man einmal die Tür zu seinen Gedanken aufgemacht hat, zu dem, was man wirklich fühlt, dann ist es auch unglaublich schwer, sie wieder zuzumachen und alles ausublenden.«

Dieses Mal sucht er sich einen Mentalcoach. Er geht mit der Expertin seine Spie-



Schüler Schürrle in Ludwigshafen 1997

»Genau das, was ich wollte«

le durch, versucht mit ihr anhand seiner Körperhaltung zu ergründen, wie er sich warum in welchen Momenten fühlt.

Parallel dazu wird er wieder in den Medien abgerieben. Doch Schürrie überwindet sein Tief. Er wird Toptorschütze des Vereins, führt den Klub in der Rückrunde auf Platz acht. »Da waren dann wieder diese Momente, in denen ich völlig in meinem Flow war, in denen ich dachte, ich bin der Geilste auf dem Platz.« Es seien die Momente, nach denen man als Profi giere.

Die öffentliche Kritik wandelt sich wieder in Lob. Und der nächste Transfer steht an: Dortmund will Schürrie haben. Sein Vater rät ihm abzusagen, jetzt, wo er gerade in Wolfsburg angekommen sei. Doch Schürrie ist zu getrieben von seiner eigenen Rastlosigkeit, dem Streben, wieder bei denen ganz oben mitzuspielen.

Dortmund wird damals von Tuchel trainiert, seinem ehemaligen Coach in Mainz. Was wie gutes Karma erscheint, geht nicht auf. Jemand, der Schürrie damals eng begleitet hat, sagt rückblickend: »André hat gute Spiele abgeliefert, aber da war keine Konstanz. Ja, er war zwischenzeitlich verletzt, aber er war grundsätzlich auch nicht mehr in der Lage, sich zu quälen. Mit das größte Problem war aber, dass er bei jeder Kritik dichtgemacht hat.«

Schürries Schwester Sabrina sagt: »Man konnte da merken, dass ihm jede Leichtigkeit und Freude verloren gegangen ist. Ich habe so oft zu ihm gesagt: Schalt doch mal deinen Kopf ab. Aber André ist nun mal ein totaler Denkmensch.«

Schürrie zieht sich zurück, wieder einmal. Ab und zu habe er sich mit Mario Götze ausgetauscht, die beiden WM-Helden hatten in Dortmund ähnlich schwere Zeiten. Wie ehrlich kann man da sein? Schürrie: »So richtig aufmachen, das kann man gegenüber einem Mitspieler auch nicht. Das Risiko ist einfach zu groß, dass man sich angreifbar macht.«

Er habe sich in Dortmund teilweise regelrecht versteckt, gesteht Schürrie. »Wenn es im Verein nicht gut läuft, und du spielst einen Riesenmist, dann traust du dich nicht, durch die Stadt zu laufen.«

Was hätte er in dieser Zeit gebraucht? Schürrie überlegt, antwortet dann grundsätzlich: »Was viel zu kurz kommt, ist, dass man als Spieler gefragt wird, was man braucht, um Leistung zu bringen.«

Einen Wendepunkt in seinem Leben markiert der Dezember 2016. Über gemeinsame Freunde lernt er die gebürtige Kasachin Anna Sharypova kennen. Das Model erlebt ihn zunächst »kühl, distanziert und wenig begeisterungsfähig«. Bis zu einem Abend in einem Restaurant in Dortmund. »Da haben wir bis vier Uhr morgens dagesessen und einfach nur geredet«, sagt seine heutige Frau. »Weniger über Fußball, mehr über das Leben, was es zu bieten hat.«



Ehemaliger Nationalspieler Schürrie in Berlin: Wie befreit

Schürrie öffnet sich, vertraut ihr an, wie er sich fühlt, auf dem Platz, in der Kabine, abseits der Massen. »Anna hat mir dann geholfen, nicht immer nur die Schuld bei anderen zu suchen, sondern den Blick auf mich zu richten. Darauf, was mein Anteil ist.«

Fortan verstärken sich die Zweifel in Schürrie, ob der Fußball noch sein Zuhause ist. Er ist aber auch immer wieder zerrissen, ob er nicht doch noch mal angreifen soll. »Diese gesellschaftliche Erwartungshaltung hat schon gedrückt, dass man bis Mitte dreißig ja eigentlich nicht aufhören kann«, sagt Schürrie.

Obwohl sein Vertrag noch bis 2021 läuft, endet Schürries Zeit in Dortmund 2018. Nach einer Zwischenstation in Fulham verleiht ihn der BVB an Spartak Moskau.

Ende März dieses Jahres sitzt Schürrie in einer Suite eines Fünfsternehotels in Moskau. In dem Videocall dreht er sein Handy gen Fenster. Auf der anderen Straßenseite recken sich die Türme des Roten Platzes in den Himmel. Es ist eine beeindruckende Aussicht.

Schürrie ist am Knöchel verletzt, spielt deshalb seit Wochen nicht mehr. Zuvor lief es gut für ihn in Moskau. Auf dem Platz und auch abseits, die Spartak-Fans mögen den Deutschen. Im Grunde hat er wieder erreicht, wofür er so gekämpft hat. Aber es macht ihn trotzdem nicht zufrieden. Dafür haben sich seine Prioritäten schon zu sehr verändert. Schürrie zählt die Tage, bis er wieder nach Hause kann.

Vor ihm auf einem Tisch liegen zahlreiche Bücher. Schürrie will sich weiterbilden. Er liest Biografien des Starinvestors Warren Buffett und des Apple-Gründers Steve Jobs. Wirklich inspirieren, sagt er, würden ihn aber die Geschichten von Menschen, die aus einem Unglück heraus etwas

gestalten, wie in dem Buch »Der Mönch, der seinen Ferrari verkaufte«.

Aus Schürrie, dem Rastlosen, ist nun vor allem ein Suchender geworden. Neuerdings steht er morgens um kurz nach fünf auf, um zu meditieren, um sich auf sich und seine Gedanken zu reduzieren.

Wer bin ich? Und was bin ich so ganz ohne Fußball? Diese Fragen bewegen ihn. »Denn ich habe mich wirklich sehr lange nur als Fußballer gesehen«, sagt Schürrie.

Wieder einmal betont er, wie privilegiert er sei, sich auf der Suche nach einer neuen Identität Zeit nehmen zu können. »All das Geld, das ich verdient habe, ist eine enorme Erleichterung«, sagt er.

Mehr als zwei Monate später, zurück in Berlin. Schürrie öffnet die Tür in einer grauen Hose und einem zerknitterten T-Shirt. Durch Corona ruht auch in Russland der Ball, seit Wochen ist er nicht mehr gefordert, Körper und Kopf im Griff zu haben. Er wirkt ausgeglichen, wie befreit.

Für ein kurzes Fotoshooting geht es auf die Straße. Ein Urlauber aus Bayern erkennt ihn, fragt ihn nach einem gemeinsamen Selfie. Schürrie zögert nicht. Der junge Mann hüpfert fast vor Glück.

Schürrie weiß, dass es für ihn kein großes Abschiedstamam geben wird. Seine Karriere wird ein stilles Ende finden »Das ist für mich aber völlig okay«, sagt er.

Wieder in seiner Wohnung, kommen seine Frau und seine Tochter aus dem Schlafzimmer. Kaia ist gerade aufgewacht. Vor wenigen Monaten hat sie geweint, sobald ihre Mutter das Zimmer verlassen hat. Nun, als sie ihren Vater entdeckt, strahlt sie und streckt die Arme nach ihm aus.

Das sind die Momente, die für Schürrie jetzt zählen. »Ich brauche keinen Beifall mehr«, sagt er.